

43)

Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Schäfer fragte spit, was denn dabei sei? Magda rührte sich nicht, als ginge sie die ganze Sache nichts an, was Otto nur noch mehr aufbrachte.

„Was dabei ist?“ fuhr Otto jetzt auf Schäfer los. „Das will ich Dir sagen, was dabei ist.“

„Bitte!“ warf Schäfer gereizt ein.

„Diese ganze fromme Bande soll der Teufel holen! Sie parieren mir nicht, wie ich will, weil sie einen andern Herrn haben als mich, neben dem sie mich gar nicht als Herrn anerkennen!“

„Aber Säger ist ja gar nicht in Deiner Fabrik!“ warf Magda ein.

„Einerlei! Ich stoße überall bei dieser Sippschaft auf Widerstand, wenn ich etwas durchsetzen will.“

„Das müßte Dir nach Deinen früheren Worten ja 'ne angenehme Abwechslung sein,“ meinte Schäfer mit dem ungeschuldigen Gesicht.

O, daß ich Dir nur an den Kragen könnte! dachte Otto. Laut aber sagte er, ohne Schäfers Worte einer Antwort zu würdigen: „Diese Muder haben nicht den Respekt vor mir, den ich als Herr verlangen muß. Und wenn ich mal 'neu Wiß mache über ihre Anschauungen und die christlichen Mysterien, magt die Bande gar, mir zu opponieren.“

„Das ist freilich unerhört,“ spottete Schäfer.

„Das ist's auch!“ erklärte Otto immer bissiger, obwohl er merkte, daß er sich mit seinen Butäußerungen lächerlich machte. Die But mußte aber runter von der Galle, koste es, was es wolle. „Könnt' ich die Gesellschaft aus dem Dorf jagen, ich thät's lieber heut als morgen!“

„Sehr moderne, menschenfreundliche Grundsätze,“ warf Schäfer ein.

„Darauf pfeif' ich! Modern, menschenfreundlich? Das sagst Du? Hahaha!“ Schäfer schwieg, weil er fürchtete, Otto wäre im Augenblick im Stande, jetzt von Schäfers Abenteuern anzufangen, was ihm sehr, sehr peinlich gewesen wäre in Magdas Gegenwart. Er wollte doch in guter Erinnerung bei ihr bleiben.

Otto wandte sich wieder Magda zu: „Das sage ich Dir, Du gehst nicht mehr dahin, nie mehr, hörst Du?“

„Greifre Dich doch nicht so. Ich habe selbst von einmal völlig genug.“

„Das hättest Du mir gleich sagen können!“

„Du hast mich ja nicht gefragt.“

Otto schwieg. Das war ja toll, wie sie sich ihm gegenüber jetzt benahm. Noch dazu vor diesem Federfuchser.

„Ich verbitte mir diesen Ton, verstehst Du mich?“

Magda schwieg, Schäfer lächelte spöttisch, nachsichtig über Otto, der das sah.

Otto blickte auf Magda, und nun lächelte er. Fast hatte er Lust, sie über Schäfer aufzuklären, den sie gewiß immer noch anbetete. Die Gesichter der beiden dabei hätte er wohl sehen mögen, wenn er des wackeren Schäfer Abenteuer, seine „Studien“ enthüllte! Er unterließ es vorläufig noch. Aber der Gedanke, daß er das jeberzeit konnte, daß er sie damit alle beide aufs tiefste zu kränken vermochte, tröstete ihn in seiner augenblicklichen Verfassung so, daß er schnell wieder ganz ruhig wurde.

Raum hatte er das Zimmer verlassen, sah Magda Schäfer erwartungsvoll an. Jetzt bringe ich es dahin, daß wir uns aussprechen. Aber Schäfer stand auch auf.

„Können Sie mir nicht noch einen Augenblick Gesellschaft leisten?“ Magdas Stimme zitterte leise bei der Frage.

Schäfer hörte das sofort und zitterte vor diesem Zittern. Deshalb sagte er schon im Hinausgehen hastig: „Entschuldigen Sie vielmals, aber ich muß an meine Arbeit. Sie wissen ja, wie selten ich gute Stunden dazu habe. Halten Sie es dem zu gut, wenn ich Ihnen jetzt vielleicht unhöflich erscheine.“

Magda nickte nur.

Schäfer ging.

Raum war er draußen, lehnte sich Magda auf den Tisch und seufzte schwer. Wie war es nur möglich, daß sich Schäfer jetzt so benahm? Hatte sie denn geträumt, hatte sie sich denn alles eingebildet? Es schien ja wirklich fast so.

Dann mußt du ihn sofort vergessen, sagte ihr Stolz. Aber sie wußte, sie konnte nicht mehr, es war unmöglich.

Dann bleibt dir nichts andres übrig, als zu sterben, fing ihr Stolz wieder an. Wenn er dich nicht liebt und du doch noch weiter an ihn denkst, ihn nicht vergessen kannst, wie wäre das wohl zu nennen? Zweifelst du auch nur einen Augenblick, was du dann wärst, welchen Namen du dann verdienstest?

Magda zitterte. Ja, dann mußte sie sterben.

Mit thränenüberströmtem Gesicht sah sie gen Himmel und entsetzte sich, weil sie deutlich merkte, wie sie schon so sehr in Schäfer aufging, daß sie sogar in seiner Art denken mußte. Sie hatte nämlich eben gedacht: Dann muß ich aus dem Leben gehen, ohne je im Leben gewesen zu sein. Und diese Art, ja, auch die hatte sie von Schäfer.

Nein, nein, er liebt mich doch! Wie könnte ich ihn denn sonst so lieben.

Mit neuertwachter Energie entschloß sie sich, die nächstbeste Gelegenheit unter keinen Umständen vorübergehen zu lassen, ohne es zu einer Aussprache zu bringen.

Wie unweiblich du bist! erhob sich wieder ihr Stolz. Aber sie schüttelte das ab. Hier handelt es sich einfach um meine Existenz. Da ist mir alles andre Nebensache. Ich will, ich muß wissen, woran ich bin! Ich liebe ihn!

Gegen Abend sagte Otto, da er in die Stadt müsse, solle man nicht auf ihn warten.

„Da geh ich mal mit Dir,“ erklärte Schäfer eilig. „Diese Kleinstädter interessieren mich mächtig, schon von wegen meiner Bosse.“

Otto merkte natürlich, daß Schäfer dem Alleinsein mit Magda entgehen wollte. Deshalb erwiderte er mit boshafter Ruhe: „Es thut mir leid, aber heute kann ich Dir den Gefallen nicht thun. Ich habe Geschäfte abzuwickeln, Kohlenabschlüsse. Ich komme daher noch lange nicht in den Klub, wie Du zu meinen scheinst.“

„O, bitte, dann nicht“, sagte Schäfer gleichgültig, obwohl er fest davon überzeugt war, daß Otto log, daß er ihn einfach nicht mithaben wollte. Jedenfalls reise ich morgen oder spätestens übermorgen ab, ich finde dies Betragen einfach unverschämt. Und heute geh' ich dann hier ins Wirtshaus, entschied sich Schäfer.

Magda war froh. Nun würde sie mit ihm allein sein, nun würde sich alles erklären.

Als Otto so weit war, schlich er auf den Zehen zu Magdas Boudoir, weil er der Meinung war, dort sind die beiden wahrscheinlich jetzt und sprechen sich aus. Aber er hatte sich geirrt. Niemand war im Boudoir, in dem alles immer noch stand und lag wie an Magdas Geburtstag. Auch die halbgefüllte Schachtel war noch vorhanden.

Als Otto sie erblickte, huschte ein Lächeln über sein Gesicht wegen des Gedankens, der ihm da eben kam. Er that einen tüchtigen Griff in die Schachtel und stopfte die Sachen in seinen Ueberzieher. Wenn die beiden sie nicht mehr mochten, seine Frau Schmidt war gewiß keine Kostverächterin. Zu ihr wollte er nämlich vom Klub aus, und schon deshalb hatte er Schäfer nicht brauchen können.

Leise ging er mit seinem Raub wieder aus dem Zimmer. Es amüsierte ihn sehr, daß nun die Frau Schmidt zu naschen bekäme, was Schäfer für seine Frau bestimmt hatte. Das war ein guter Wiß.

Nein, ein roher, wagte etwas in ihm einzuwerfen. Aber, erwiderte er, die beiden sind ja nicht besser als ich. Wenn's nach seiner Frau ginge, trüge er längst ein Geweih. Und der Schäfer gar?

Magda wartete auf Schäfer, der nicht kam. Als sie das Mädchen auf sein Zimmer geschickt, erfuhr sie, daß er da auch nicht sei.

Wahrscheinlich hatte ihn Otto doch noch mitgenommen, dachte sie erregt. Es sähe ihm ganz ähnlich, daß er mir die Aussprache hintertriebe. Natürlich, so ist es. Aber nun erst recht! Nun würde sie erst recht darauf bestehen!

Wieder saß sie allein am Abendtisch. Wieder überkam sie die Empfindung großer Oede und Verlassenheit. Sie kämpfte tapfer dagegen an. Die Hauptsache ist, daß Schäfer wieder im Haus ist. Sie mußte nur Geduld haben. Auch ihn würde schon wieder die Kraft sich zu beherrschen verlassen. Er würde gewiß bald wieder seine Liebe zeigen.

Und doch fröstelte sie. Draußen immer noch der Sturm, der durch das Thal segte und wider die Fenster stieß.

Wenn er doch aufhörte, wenn es doch wieder Ruhe gäbe! Ach ja, Ruhe, Friede! Ein heißes Verlangen danach ergriff sie. Daß doch all diese Qual der Ungewißheit vorbei wäre!

So saß sie lange Stunden, lauschte auf den Sturm draußen, auf den Sturm in ihrer Brust und wartete, denn sie wollte aufbleiben, bis die beiden wiederkämen. Und wenn es Tag darüber würde. Sie konnte nicht so zu Bett gehen. Sie mußte Schäfer vorher noch einmal sehen. Es war ihr, als müsse das Bewußtsein geben. Warum, wußte sie nicht. Sie litt sonst nicht an Ahnungen. Die Stille um sie her, die um so deutlicher war, je mehr es draußen und in ihr lärmt, diese Stille des nur matt beleuchteten Zimmers, in dem sie noch nie des Abends so lange allein gesessen, das ihr daher ganz fremd vorkam, gab ihr wohl so fremdartige Empfindungen.

Plötzlich fuhr sie mit einem leisen Schrei auf. Das Thor war gegangen, ein Mensch war ins Haus gestürzt. Blikartig schossen ihr tausend Gedanken durch den Kopf. Es war Schäfer ein Unglück zugestoßen. Der Sturm hatte den Wagen umgeworfen. Die Pferde waren durchgegangen. Schäfer lag verwundet auf der Chaussee. Sie sah es deutlich. Blut rieselte über seine Stirn. Wie tot lag er. Grade wie jener Arbeiter, der kürzlich den Arm verloren. Sie beugte sich über ihn. Da schlug er noch einmal die Augen auf und lispelte: Ja liebe Dich. Und sie küßte ihn und weinte.

In einem Nu spielten sich diese Vorgänge ab.

Gleich darauf, als sie auf die Uhr sah, mußte sie sich sagen, daß das alles Thorheit war, denn es ging schon auf Mitternacht. Da saßen sie noch ruhig im Klub. Aber nein, vielleicht hatte es Schäfer nicht länger ausgehalten ohne sie, vielleicht hatte er nach Hause gedrängt und Otto dahin gebracht, früher aufzubrechen.

Sie war totenbleich, als die Thür aufging, denn sie war auf das Schrecklichste gefaßt. Sie begriff gar nicht, daß da Marie Jung vor ihr stand. Aber die weinte. Gewiß weiß sie etwas!

„Sagen Sie schnell, was ist geschehen?!“ rief Magda und griff sie am Arm.

Die Marie sah auf, schluchzte noch ein Weilchen, um dann endlich zu sagen:

„Ich halt's nicht mehr aus zu Haus! Die Mutter hat mich geprügelt, weil ich den Kranz nicht heiraten will. Der hat gedroht, er würde jetzt...“ Sie stockte. Das wollte sie doch nicht sagen. „Schrecklich hat er getobt, ganz schrecklich! Und weil ich nicht will, nicht kann, hat die Mutter wieder nach mir geschlagen. Da bin ich fortgelaufen. Ich halt's nicht mehr aus! Lieber Gott im Himmel, das kann ich nicht!“

Magda war ganz erleichtert. Daß Schäfer nichts Uebles zugestoßen, konnte sie leicht ersehen, wenn vor dem Schluchzen der Marie Jung zuerst auch nicht viel von dem, was sie vortrug, zu verstehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Zwei Todesfälle hat der musikalischen Welt die letzte Zeit gebracht, so verschieden an Bedeutung, daß ihr Nebeneinanderberichten fast wie ein gegenfeitiger Spott aussieht. Der eine Verstorbene ist Arthur Sullivan (geb. 1842), der wohl ruhmvollste englische Operettenkomponist, den Deutschen in seiner vollen nationalen Bedeutung für England nicht recht zugänglich, doch als Schöpfer des „Mikado“ aller Welt und Unwelt bekannt. Der andre ist Heinrich Porges (geb. 1837), einer der Paladine Richard Wagners, einer der idealistischsten Kunstpropheten. Als Schriftsteller und Musikkritiker war er ein extremer Anhänger einer innerlichen, „metaphysischen“ Auffassung der Musik, einer von denen, die „das musikalische Gras wachsen hören.“ Trotz dessen und trotz seines modernen Parteistandpunkts war er ein durch Sachlichkeit und durch umsichtigen Mäßigkeiten hervorragender Kritiker, dem es vor allem aufs Positive ankam und der durch sein warmes Herz sowie durch seine sachmusikalische Bildung und durch sein philosophisch-ästhetisches Interesse auch einem nicht eben einseitigen Gegner Freude machen konnte. Als Dirigent des nach ihm benannten Gesangvereins

arbeitete er in opfervoller Weise für die Bekanntheit der Öffentlichkeit mit den großen Chorwerken, zumal denen Liszts. Als Hofmusikdirektor an der Münchener Oper und als Mittelpunkt eines weiten Kreises von Künstlern und Kunstfreunden war er seit mehr als einem Menschenalter mit dem dortigen Musikleben trotz trennender Gegenätze innig verwachsen.

Von seinem Andenken zurück zum Alltag unsres Konzerttreibens führt kein leichter Weg. Denke ich daran, welche Darbietungen der letzten Zeit seinem Urteil die meiste Wärme erweckt hätten, so steht jedenfalls Hans Pfitzners noch unveröffentlichte Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ voran. Ein Zufall hinderte mich, die Aufführung des Trauermarshes aus dem Nachspiel dieses Werkes anzuhören, die vom „Berliner Tonkünstler-Orchester“ unter Kapellmeister Bruno Walter geschah; ich muß mich auf die Wiedergabe des Berichtes beschränken, daß der Genannte hervorragend dirigierte, daß aber das Publikum sich apathisch verhielt, wohingegen es den nachher wirkenden Solisten in der bekannten lauten Weise zu ungezählten Wiederholungen verleitete, die zu einer Ungerechtigkeit gegen die das Programm abschließende Leistung des Dirigenten wurden. Der Eindruck, den ich seiner Zeit von dem dortigen Publikum erhalten hatte, stimmt mit diesem Bericht allerdings überein; nur daß unser sonstiges Publikum bloß konventioneller, nicht aber wesentlich anders sein dürfte. Es ist höchste Zeit, immer und immer wieder zu sagen, daß die gegenwärtige weite Verbreitung des Musikinteresses über die ehemaligen kleinen Liebhaberkreise hinaus eine endliche wahrhafte Erziehung des Volks zum musikalischen Hören, Genießen und Verstehen verlangt. Auf welchen Wegen dies zu erreichen sein wird, kann am allerwenigsten hier erörtert werden. Indessen scheint es doch, als habe Herr Max Battke mit seiner „Hochschule für angewandte Musikwissenschaft“ einen der ansichtsreichsten Wege dahin eröffnet. Seine Absicht, „der musikalischen Halb- und dem Handwerkerstum in der Musik, dem gedankenlosen Musikmachen und Musikhören entgegenzutreten“, und seine Ueberzeugung, daß es vor allem auf den entsprechend gebildeten Lehrer ankommt, treffen jedenfalls den Nagel auf den Kopf.

Ein erfreulicher Idealismus ist es auch, der den „Verein zur Förderung der Kunst“ antreibt, sich verkannter, insbesondere äußerlich hilfloser Komponisten anzunehmen. Eine Matinee am letzten Sonntag sollte das Ihrige thun, den blinden Komponisten Ernst Miegler — geboren 1865, in einem ostpreussischen Dorf lebend — „wenigstens dem einen Dunkel, das ihn umgibt, zu entreißen.“ Sein Streichersextett ist eine „intime Musik, ein Werk von Innerlichkeit, das auf leichte und auf gewaltige oder gar gewaltigste Wirkungen, freilich auch auf eine besondere Höhe der motivischen Erfindung, verzichtet. Es „nebelt“ viel, hält sich aber auch fern von dem Hinüberwerfen aus Rhythmus in Rhythmus, aus Stimmung in Stimmung usw., das sonst modernster Musik eigen ist. Das bisher mäßseligen Beifalls, das es erzielte, galt wohl ganz den sechs Spielern. Jedenfalls ist es kein Populärwerk. Dazu fehlt ihm schon das, was man kurz die „formale Prägnanz“ nennen könnte. Diesen Vorzug besitzen jedenfalls zwei Werke, die vor und nach dem Mieglerischen gespielt wurden. Das erste war ein Klavierquintett von Friedrich Kiel (1821 bis 1885). Obgleich Kiel jahrzehntlang ein Hauptmann der Musik in Berlin war, so dürfte doch der „Verein zur Förderung der Kunst“ recht haben mit seinem Bedauern, daß Kiel noch lange nicht seinem Wert entsprechend gewürdigt wird. Er gehört zu der Gattung derer, die man als Epigonen im besten Sinne des Wortes bezeichnen kann, derer, die das beste unsrer Klassiker, insbesondere ihre Kunst des Wohlklanges, weiterzuführen verstanden, und gegen die das gegenwärtige Musiktreiben vielleicht am ungerechtesten zu sein pflegt. Jenes Quintett ist eine durchaus erfreuliche, im zweiten der fünf Sätze auch zu gewaltiger Wirkung ansteigende echt künstlerische Arbeit. Auch die Schlußnovität jenes Konzerts stand trotz der Jugend ihres Autors den älteren Weisen nahe und hatte gegenüber dem Werk von Miegler einen leichten Stand. Dr. Walter Rabi, in Wien geboren, jetzt in Dresden thätig, stellt in seinem Klavier- und Klarinetten-Quartett den Hörern keine Aufgaben des Gräbelus, sondern tummelt sich in gemüthlicher, vorwiegend idyllischer Sprache, zum Teil recitativisch, zum Teil mit Gelegenheit für die Klarinette, sich in einer Art Hirtengesang zu ergeben, im ganzen mit Erinnerung an Schubert. So viel ich hörte, blieb denn auch ein lebhafterer Beifall nicht aus.

Das Mieglerische Sextett hat aber noch eine besondere Bedeutung für die Geschichte der Kammermusik und für die der Instrumente. Erinnern wir uns, daß die Ensembles musikalischer Instrumente nach dem Muster menschlicher Stimmen aufgebaut sind. Wie hier hohe und tiefe Frauenstimmen und hohe und tiefe Männerstimmen (Sopran, Alt, Tenor, Bass) zusammenwirkten, so hier hohe, mittlere, tiefe Instrumente. Unser übliches Streichquartett, aus zwei Violinen, Violsche und Cello bestehend, wird jedoch dem Umfang des musikalisch zu vertretenden Tonbereichs insofern nicht gerecht, als es etwas zu hoch liegt. Es fehlt ihm ein richtiger Bass, eine tiefe und da gemachte Erweiterung durch die Bassgeige entspricht nicht ganz dem feinen Kammermusikcharakter. Die Quintette, Sextette, Octette, die wir haben (und freilich noch mehr pflegen sollten), beschränken sich fast immer auf die Verdoppelung von Instrumenten aus jener Reihe. Eine naturgemähere Vervollständigung dieser Reihe hat nun, seit etwa 1891, Dr. Adolph Seitzner versucht. Abgesehen von Bemühungen um bessere Resonanz der Geigen wollte er jenem

Mangel unsres Streichquartetts abhelfen erstens durch eine tiefere Art von Cello, das Cellone, und zweitens durch eine tiefere Art von Bratsche, die Violotta, so daß jetzt in einem neuen Quintett die Grundtöne der Instrumente von dem G der Violine übers C der Bratsche hinabsteigen zum G der Violotta, zum C des Cellos und zum Contra-G des Cellone. Der Komponist braucht nun nicht mehr weder das Cello noch die Violotta hinabstimmen lassen, noch auch auf sonorerer Mittelstimmen verzichten. Für „Stelzner-Instrumente“ liegen bereits ein Quintett von Draesele und ein Sextett von A. Krug vor; nun kommt noch Wiegler's Sextett dazu, und zwar lieh es, zumal durch die in ihr liegende Kunst eines allmählichen Entfaltens von einzelnen Stimmen zu allen, von jenen neuen Instrumenten einen recht guten Eindruck gewinnen.

Erweiterungen unsres Interesses für musikalische Instrumente über Klavier und Violine hinaus sind immer mit Dank aufzunehmen. Auch Harfe hören wir als Instrument gern. Nur möchte uns andres als die gewöhnliche Harfenliteratur gebracht werden, die einfach schauerhaft ist und die Harfe ebenso in Mißachtung setzt, wie es auch der Zither durch ihre Alltagsliteratur geschieht. Die vorläufig unerfüllte Aufgabe der Kunstkritik, Kunstwert und anderweitigen Wert zu unterscheiden, lehrt hier gerade so wieder wie gegenüber andern Gattungen von Kompositionen. Der Harfenist J. Sauer zu Leipzig konnte in einem Eingekleidet an das „Musikalische Wochenblatt“ (22. Dezember 1898) eine Menge künstlerischer Harfenliteratur aus der Gegenwart andeuten. Die Schwestern A r m i n s k y aus Wien spielten neulich unter einem halben Duzend von Vortragstücken nur eins von einem der dort genannten Komponisten: eine Mazurka von E d m u n d S c h u e d e r, die denn auch thatsächlich wenigstens einigermaßen von dem Urat eines Novia, P a i i h - A l v a r s, Oberthür n. a. abstammt. Um die erschütternde Spieltätigkeit der Schwestern ganz zu würdigen, müßte man wohl freilich selber Harfenist sein.

Schandernd blicke ich auf einen Haufen von Notizen, die ich mir angefaßt oder leider vielmehr angehört verschiedener Klavieristen, Violinisten, Vokalisten gemacht habe. Immer wieder die alte Leier: teils typische Mängel, teils dies oder das Point überm Durchschnitt, und jedenfalls kein mächtiges, meist nicht einmal ein lares Gestalten. Dazu ein Ringen mit zu schweren Aufgaben, zu schwer manchmal auch für den Hörer. In Beethoven's letzten Klavierkonzerten stecht so viel Gewaltiges und Mousströbes und Ungeflügeltes und Klangloses, daß Herr G ü n t h e r F r e u d e n b e r g sich mit schlichterem, zumal uns fernem, aber ihm näher liegendem Konzertmaterial wohl besser gestellt hätte. Nochmal: selbst schwache Künstler können uns viel bieten, wenn sie unsre Kompositionenkenntnis durch eine ausgleichende Gerechtigkeit erweitern. —

82.

Kleines Feuilleton.

— **Schauspielerzank im Alterum.** In dem neuesten Heft des „Rheinischen Museums für Philologie“ ist eine bei den französischen Ausgrabungen in Delphi gefundene Urkunde behandelt, die ein allgemeines Interesse beansprucht. Sie enthält die Akten über einen Schauspielerprozeß wegen unzulässiger Wettbewerbs, verhandelt vor dem römischen Senat im Jahre 112 v. Chr. Der Sachverhalt ist etwa folgender: Kläger ist der Verein der Schauspieler oder Dionysischen Künstler in Athen, eine jener großen Berufsgenossenschaften, die vom vierten bis zweiten vorchristlichen Jahrhundert die Städte Griechenlands, von denen selbst das allerkleinste Bergnest meist ein eignes Theater besaß, mit dem Bedarf an Schauspielern versorgte. Beklagter ist der Verein der Schauspieler vom Isthmus von Korinth, dessen Name herrührt von der Feier der isthmischen Spiele „auf Korinthis Landesebene“, bei welchen die Künstler dieses Verbands offenbar die erste Rolle spielten. Sie hatten nicht wie die attischen Kollegen einen festen Wohnsitz, sondern zogen im Land umher und gründeten in kleineren Landstädten, wie Theben, Chalkis, Argos u. a. ihre Zweigvereine, weil dort ihre Vorstellungen noch neu und zugkräftig waren. Die attischen Künstler nun hatten zuerst vor dem zuständigen Prator in Makedonien, sodann vor dem Senat in Rom als Berufungsinstanz Klage erhoben darüber, daß sie von dem isthmischen Verein in ihrem Geschäftsinteresse aufs schwerste geschädigt seien, weil dieser entgegen einem zwischen beiden Vereinen bestehenden Vertrag einen neuen Zweigverein in Siphon gegründet und mit gewissen Künstlern im Peloponnes besondere Geschäftsverträge geschlossen hätte, während er vertragsgemäß zur gemeinsamen Arbeit mit den Klägern verpflichtet sei. Bei diesem Anlaß hätten die vom Isthmus auch die gemeinsame Kasse, die zwischen beiden Vereinen bestand, erheblich geschädigt, und trotz aller Beschwerden sich geweigert, Genugthuung zu geben. Auf alle diese Klagepunkte waren die Gegner die Antwort nicht schuldig geblieben, sondern hatten die Gegenklage erhoben, die uns ebenfalls im Wortlaut erhalten ist. Sie geben zu, einen neuen Verein in Siphon gegründet zu haben und berichten, daß sie auf die Anzeige der Athener hin eine Gesandtschaft von vier Abgeordneten zum Prator von Makedonien gesandt hätten, um sich zu rechtfertigen. Diese Gesandtschaft ist aber der Grund neuer schlimmerer Verwicklungen geworden. Denn die vier Künstler haben, wohl infolge von Bestechung durch die Athener, so sehr ihre Pflicht vergessen, daß sie, anstatt ihren Mutterverein zu vertreten, vielmehr einen Vertrag mit den Gegnern abschlossen zum Schaden des isthmischen Vereins.

Ja, als sie deshalb sühnungsgemäß in Theben durch das Vereinsgericht verurteilt wurden, sind sie, gestützt auf ihre attischen Freunde, zum Aeußersten geschritten, zum Austritt aus dem Verein und — zur Gründung eines Konkurrenzunternehmens, nicht ohne eine Anzahl Vereinsbrüder in Theben und Böotien zum Austritt zu veranlassen. Dabei haben sie nicht unterlassen, sich an dem Vereinsarchiv zu vergreifen und von der Vereinskasse und dem Inventar allerlei mitgehen zu heißen, neben barem Gelde auch andre Dinge, zum Beispiele goldene Lorbeerkränze. Ueberhaupt haben sie den Opfern und Festen des Vereins möglichst zu schaden gesucht und trotz wiederholter Verurteilung von den entwandten Gegenständen nichts zurückerstattet. Es entfällt sich also vor unsrer Augen ein Bild aus dem griechischen Künstlerleben: Konkurrenzneid, vereinsbrüderliche Wichtigthuerie und Chikanen, die uns in mancher Weise ganz modern anmuten. Der Fülle von Vereinen entsprach in den düren und kriegerischen Zeiten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts durchaus nicht immer die Nachfrage. Die wichtigsten in Athen und am Isthmus sehen sich daher zuerst veranlaßt, auf gemeinschaftliche Kasse zu spielen. Doch kam es auch damals schon dem leichtbeweglichen Künstlervolk gar nicht darauf an, ein Engagement zu brechen, sobald sich bessere Aussichten boten. Wie viel immerhin diese Vereine galten, das zeigt sich darin, daß wie sonst nur bei Grenzstreitigkeiten usw. zwischen den griechischen Staaten, der ganze römische Instanzapparat bis hinauf zum Senat in Bewegung gesetzt wurde. Und mit solchen Angelegenheiten mußte sich der Senat kurz vor dem jugurthinischen Kriege befassen! Seine Entscheidung fiel natürlich zu Gunsten der besser empfohlenen Partei aus. Der alte Name Athen hatte seine Zauberkraft noch nicht ganz verloren. Auf die Klagen der Gegner wird mit keinem Worte geantwortet, die attischen Künstler aber werden entsprechend der alten Freundschaft zwischen Rom und Athen geehrt und mit Gastgeschenken bedacht. Die Regelung der einzelnen Klagepunkte wird dem zuständigen römischen Beamten überwiesen. Froh dieser offiziellen Anerkennung suchten später die Sieger im Streit das Ergebnis zu möglichst allgemeiner Kenntnis zu bringen und ließen daher den Wortlaut der Prozeßakten auf vier riesigen Steinblöden vor dem Schatzhause der Athener zu Delphi andringen, die teilweise wohl erhalten wieder aufgefunden worden sind. —

Theater.

oo. Das Carl Weiß-Theater nimmt unter den Schaubühnen Berlins eine einzige, in ihrer Art beneidenswerthe Stellung ein. Was die Direktion auch bringen mag, sie ist immer sicher, ein Publikum vor sich zu haben, das kein Ende im Beifallklatschen findet. Ob ein amerikanisches Schaustück aufgeführt wird, ob Schütze und Müller sich auf der Pariser Weltausstellung austoben oder ob die Transvaalboeren unter bengalischer Beleuchtung die Engländer zum Lande hinauszagen: Der Zuschauerraum hallt unterschiedslos vom Beifall wieder. Bisher glaubten wir, daß das Parlett dieses Theaters dank der Erziehung, die ihm die Direktion Weiß gegeben, eine besondere Neigung für Stücke habe, in denen es entweder ungemein schauerlich oder ungemein spasshaft zugeht. Aber der gestrige Abend hat uns gezeigt, daß das Applaudieren im Carl Weiß-Theater gerade so als Anstandsspflicht gilt, wie gekämmtes Haar und weicher Kragen, daß man die Hände rührt selbst bei Schauspielen, die sich auch auf andren Bühnen leben lassen können. Es wurde den bisherigen Gepflogenheiten zum Troz ein Volksstück von Francis Stahl gegeben: „Der rechte Schlüssel“. Vor elf Jahren schon soll es am Ballner-Theater einigen Erfolg gehabt haben. Der Verfasser fühlt sich schlicht und recht als Handwerker und führt uns mit derben, wirklichen Handwerksmitteln die oft behandelte Geschichte von dem Sohn des durch Arbeit reich gewordenen Handwerkers vor Augen, der höher hinaus will als sein Vater, einen adligen Frauen heiratet und zum warnenden Exempel, für das Publikum natürlich, elend Schiffbruch leidet.

Auch diese im Carl Weiß-Theater neue Richtung gefiel, man klatschte zwar nicht stärker — das wäre kaum möglich — aber auch nicht schwächer als ehedem im Anblick des Ohm Krüger. Sollte die Direktion aber mit Energie und gutem Willen sich nicht auf solchen Erfolg stützen und durch Aufführung halbwegs erträglicher Stücke ihr zukünftiges Publikum allmählich an etwas besseren Geschmack gewöhnen können? Es geht uns durch Mark und Bein, wenn wir an das Genre denken, das bisher im Carl Weiß-Theater gepflegt wurde.

Das Volksstück wurde von dem bewährten Personal der Bühne so brav gespielt, daß seine Figuren beinahe als wirkliche Menschen vor uns standen. Nur wenige der Mitwirkenden gefielen sich in der geschnittenen Sprachweise, die immer noch an kleinen Bühnen als vornehm und wirkungsvoll gilt. —

Physiologisches.

— Der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ wird geschrieben: Im Verein der Aerzte zu Halle a. S. kam vor kurzem von mehreren Seiten die Thatsache zur Sprache, daß viele Aerzte (das Gleiche gilt auch von Schriftstellern) trotz jahrelangen Gebrauchs einer Schreibmaschine nicht nur nicht im Stande sind, damit gerade so gut wie mit der Feder wissenschaftliche Arbeiten abzufassen. Für diese Beobachtung wurden zwei Erklärungen abgegeben. Die einfachere Erklärung rührt von C. Fraenkel her. Nach ihm gelingt es ganz gut, einfache Briefe mit der Schreibmaschine zu koncipieren. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn erhöhte Anforderungen an den Wortlaut gestellt werden, weil bei Benützung der Maschine vor

allen Dingen die Uebersicht über die bereits zu Papier gebrachten Stücke, der rasche Vergleich mit denselben usw. verlagert oder doch ersäwert ist, ferner aber auch die etwa notwendigen Verbesserungen an sich, das Durchstreichen und Korrigieren nicht so leicht ausführbar sind als mit der Feder. Diese rein mechanische Erklärung steht im Gegensatz zur Erklärung, welche Seeligmüller gab und welche ins Gebiet der Hirnphysiologie gehört. Da jede Körperhälfte von der entgegengesetzten Gehirnhälfte aus für gewöhnlich innerviert wird, ist die rechte Hand von der linken Gehirnhemisphäre, die linke Hand von der rechten Gehirnhemisphäre abhängig. Beim Schreiben mit der Feder ruht die linke Hand und nur die rechte Hand und mit ihr die linke Gehirnhälfte treten in Thätigkeit. Außer der Bewegung versteht aber auch dabei die linke Gehirnhälfte, in der ja auch das Sprachentrum liegt, die ganze notwendige Denkarbeit. Der ganze Vorgang — vom Denken bis zur Ausführung des Gedachten, durch Schreiben — vollzieht sich nur anfangs unter Schwierigkeiten, später aber nicht mehr, weil die Nervenbahnen, wie der Ausdruck lautet, ausgeschliffen sind. Beim Schreiben mit der Schreibmaschine tritt auch die linke Hand in Thätigkeit, die für gewöhnlich von der rechten Gehirnhälfte innerviert ist. Da wir aber mit der linken Gehirnhälfte beim Schreiben so denken gewohnt sind, so müssen die Gedanken von der linken Gehirnhälfte aus auf die rechts befindlichen Bewegungsnerven der linken Hand übertragen werden. Wir haben zu diesem Zweck wohl verbindende Nervenfasern zwischen der rechten und der linken Gehirnhälfte; die streifenden Nervenbahnen sind aber nicht ausgeschliffen, der zum Schreiben nötige Vorgang spielt sich in ihnen nur unter Schwierigkeiten ab, welche als Hindernisse beim Concipieren empfunden werden. Mit dieser Erklärung stimmt die Thatsache auch ganz gut überein, daß jüngere Leute, welche weniger lang mit der Feder hantiert haben, leichter mit der Schreibmaschine concipieren als ältere Leute. Für diese ist es thätig bei Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten mit der Schreibmaschine nötig, vorher ein Concept mit der Feder auszuarbeiten. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

en. Wichtige chemische Forschungen hat der englische Gelehrte Professor Ramsay in der letzten Sitzung der Royal Society mitgeteilt. Ramsay ist der Entdecker einer großen Zahl neuer Bestandteile unserer Atmosphäre, des Argon, Metargon, Krypton, Neon und Xenon, deren Fund vor zwei Jahren ein ungeheures Aufsehen in der ganzen wissenschaftlichen Welt machte. Professor Ramsay kam dann übrigens auch nach Deutschland, um in Berlin die hervorragenden Errungenschaften seiner Arbeiten den Fachgenossen in einem Experimentalvortrag vorzuführen. Die Untersuchungen der letzten zwei Jahre haben nun zu Ergebnissen geführt, deren bedeutendstes in der Feststellung zu erblicken ist, daß das Metargon aus der Klasse der Elemente zu streichen ist. Das Gas, das den Namen Metargon erhielt, wurde von dem Entdecker aus dem Grunde für ein besonderes Element gehalten, weil es neben mancherlei Ähnlichkeit mit dem Argon ein ganz verschiedenes Spektrum zeigt. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Eigentümlichkeiten des Spektrums auf die Mischung einer Kohlenstoffverbindung zu sehen sind, die eine Folge der Unreinheit des Stoffs gewesen ist, der zur Abscheidung des Gases benutzt wurde. Die Elemente Krypton, Neon und Xenon dagegen haben auch der weiteren Prüfung standgehalten. Ramsay hat mit seinem Assistenten Traverser zusammen die Dichte und die Lichtbrechung dieser Gase bestimmt, auch ist es gelungen, das Krypton und das Xenon zu verflüssigen. Von besonders großer wissenschaftlicher Bedeutung ist endlich der Umstand, daß diese Gase mit dem Argon und dem Helium zusammen eine Gruppe in dem sogenannten periodischen System der Elemente bilden, diesem glänzendsten Erzeugnis theoretischer Schlussfolgerung auf dem Gebiete der Chemie. —

Geologisches.

ie. Die Wirkungen eines Erdbebens werden in einem soeben erschienenen Bande beschrieben, den der Leiter der geologischen Landesuntersuchung von Indien Professor Oldham über das große Erdbeben vom 12. Juni 1897 auf Grund aller gesammelten Beobachtungen bearbeitet hat. Es war schon von früheren Erdbeben als eine der merkwürdigsten Wirkungen bekannt, daß Pfeiler, Säulen oder ähnliche Gegenstände durch die Erschütterung nicht vollständig umgeworfen, sondern nur derart verunstaltet werden, daß sich der obere Teil gegen den unteren verdreht. Diese Erscheinung ist bei dem genannten Erdbeben, das besonders die indische Provinz Assam verheerte, so häufig beobachtet worden wie nie zuvor. Geradezu verblüffend war die eigentümliche Zerstörung, die ein zum Andenken von George Junglis im Jahre 1850 in dem Orte Chatal errichteter Obelisk erlitten hatte. Dieses Denkmal erhebt sich von einem 12 Quadratfuß messenden Sockel bis zu über 60 Fuß Höhe, ist aus breiten flachen Ziegeln erbaut, die mit Mörtel verbunden und überzogen sind. Von diesem Monument nun wurde durch das Erdbeben die Spitze von etwa 6 Fuß abgebrochen und fiel gegen Süden, während weitere 9 Fuß gegen Osten herunter gestürzt wurden. Von dem überlebenden Teil der Säule wurde die 20 Fuß hohe Spitze von dem Unterteil losgelöst und um einen gewissen Betrag herumgedreht. Ähnliche, wenn auch nicht ganz so sonderbare Veränderungen hatten auch zahlreiche andre der-

artige Gegenstände erlitten. Ganz einzigartig war ferner der Zustand, den einige Gräber des Friedhofs in Escherrapundsch nach dem Erdbeben aufwiesen. Alle Gräber sind dort mit einem Mauerwerk aus Feldsteinen bedeckt, und von diesen Grabsteinen waren einige völlig zerstört, aber fast alle in den losen Sand des Bodens derart eingesunken, daß ihre ursprüngliche Oberfläche gegen Norden geneigt war. Der Friedhof ist auf der Spitze eines Sandsteinhügels gelegen, dessen Unterlage aus Kalkstein besteht, und durch das Erdbeben war der Sandsteinberg von dem Kalkstein losgebrochen und an der Oberfläche in eine Art von Trieband verwandelt worden, in dem die Gräber einsanken. Ferner haben sich an den Ufern des Brahmaputra, der jene Landschaft durchfließt, außerordentliche Spaltenbildungen als Folge des Erdbebens nachweisen lassen. Auf einer Länge von 260 englischen Meilen war das Ufer von Spalten durchrissen, die nicht nur den Hauptstrom, sondern auch alle Nebenflüsse innerhalb des von dem Erdbeben betroffenen Gebiets parallel zu den Ufern begleiteten. An einer Stelle befand sich auch eine mehrere Meilen lange Spalte, die senkrecht auf das Ufer zufließt und aus der Sand und Schlamm bis zu einer Tiefe von wenigstens 4 Fuß herausgeschleudert war. Darauf hatte sich das Wasser in die Spalte ergossen und kraterähnliche Vertiefungen in ihr hervorgebracht. Durch eine Reihe von Beobachtungen hat sich endlich auch der Grad der Bewegung feststellen lassen, die der Erdboden durch die wellenförmigen Erschütterungen erlitten hatte. Im Mittel betrug diese Bewegung 14 Zoll, erreichte aber bis zu 18 Zoll, und um diesen Betrag mußten also alle auf der Erdoberfläche befindlichen Gegenstände ruckweise emporgeschleudert worden sein. —

Humoristisches.

— Barte Vorbereitung. Freier (zum Vater der Auskorenen): Gestatten, mein Herr, daß ich mit Ihnen ein Wort unter drei Augen reden darf?
 Vater: Wieso unter drei Augen?
 Freier: Weil ich eins auf Ihre Tochter geworfen habe. —
 — Ersah. Freundin: ... „Du tauchst ja seit einiger Zeit.“
 Junge Witwe: „Ja, siehst Du, als mein lieber Mann tot war, fühlte ich solche Leere in meinem Dasein und da habe ich mit das Cigarettenrauchen angewöhnt.“ — („Jugend“.)
 — Heimgeschick. Primaner (zum Barbier): „Zwanzig Pfennige für ein bißchen Rasieren finde ich teuer!“
 Barbier: „Ha, vierzig Pfennige im ganzen Jahr für Rasieren ist doch gewiß nicht viel!“ —

Notizen.

— Im Thalia-Theater geht heute die Ausstattungsposse „Amor von heute“ zum erstenmal in Scene. —
 — Adolf Steinert, der frühere Regisseur des Lessing-Theaters, wurde für drei Jahre zum Direktor des Varmer Stadttheaters gewählt. —
 — Martin Greißs Tragödie „Agnes Bernauer“ erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Hoftheater einen mäßigen Erfolg. —
 — „Die liebe Eitelkeit“, ein Schwank von Marco Brociner und S. Friß, wurde bei der Erstaufführung im Theater an der Wien freundlich aufgenommen. —
 — Ein elsässisches Volkstheater wird vom 1. bis 15. Mai 1901 im Berliner Theater gastieren. —
 — Die neuernannte Kunstkommission der Reichsdruckerei ist berufen, bei den Thätigkeit der Reichsdruckerei betreffenden kunstgewerblichen Fragen, welche ein allgemeines Interesse berühren, beratend, begutachtend und anregend mitzuwirken. Als Sachen, bei denen hiernach die Thätigkeit der Kommission mit einzutreten haben würde, sind zu nennen: 1. Vorschläge für die Herstellung von Druckwerken, durch welche die Reichsdruckerei vorbildlich und lebend im Druckgewerbe wirken kann, und zwar a) in der Hervorbringung neuer Werke, b) in der Reproduktion alter Meister. Vorschläge für die Wahl des Gegenstands und der zu berufenden Kräfte sowie für die Art der Ausstattung und etappenweisen Begutachtung der im Entstehen begriffenen Werke. 2. Vorschläge für die Ausführung von Bucheinbänden in dekorativer Hinsicht eventuell Heranziehung geeigneter Kräfte für Anfertigung der Entwürfe. 3. Vorschläge für die Ausführung von Adressen mit und ohne Wappen, für die Herstellung von Proben und Gewinnung von künstlerischen Kräften. 4. Begutachtung von Entwürfen zu Banknoten und Kassenscheinen nach künstlerischen Gesichtspunkten; Vorschläge für die Wahl des Stickers; Begutachtung des Strichs und der Druckproben. 5. Ähnliche Mitwirkung bei der Herstellung von Entwürfen zu Briefmarken und andren Druckfachen sowie bei der Ausführung bestimmter Aufträge dieser Gattung. 6. Vorschläge für die Schaffung neuer Schriftformen. 7. Vorschläge zur Beschickung von Ausstellungen und Auswahl des auszustellenden Materials. —
 — Die diesjährige Vogelausstellung des „Berliner Kanarienzüchter- und Vogelschutzvereins“ wird vom 8. bis 12. Dezember in der Münzstraße 17 veranstaltet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 2. Dezember.